

Erstveröffentlichung

»Alles bleibt, wie es ißt« versprach eine Zeitungsanzeige, mit der die Österreichische Wirtschaftskammer am 12. Juni 1994 – dem Tag der Volksabstimmung – die Bevölkerung zur Zustimmung zum EU-Beitritt zu ermuntern versuchte. Den Hintergrund des Wortspiels bildete die Furcht vieler Bürger vor einem ›Identitätsverlust‹ Österreichs, angefacht u.a. durch die Tatsache, dass manche österreichischen Restaurants mit Rücksicht auf ausländische Gäste begonnen hatten, ihre Speisekarte in bundesdeutscher Terminologie abzufassen. Niemand, hieß es dagegen beruhigend in der Annonce (neben dem Foto eines Wiener Kaffeehauses) werde »uns« den Würstelstand, den Heurigen, die Kipferln und die Semmeln wegnehmen. »Marmelade wird nicht Konfitüre heißen, Topfengolatsche nicht Sahnetörtchen, Burenwurst nicht Bockwurst«. Letztendlich behielten die EU-Befürworter Recht mit ihrer Strategie, die österreichische Identität als mit der europäischen vereinbar zu präsentieren: Mit Zwei-Drittel-Mehrheit wurde der Beitritt angenommen.

Das Unterstellen einer scheinbar naturgegebenen Wir-Gemeinschaft und seiner kulturell symbolisierten Einzigartigkeit ist nur eine der Strategien im ›integrativen Sprachspiel‹ (H. Grünert) [1], denen die vorliegende Studie nachgeht. Es handelt sich um die Buchfassung des Abschlussberichts einer multidisziplinären Projektgruppe um die Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak, die von 1994 bis 1996 an der Universität Wien die diskursive Konstruktion nationaler Identität am Beispiel Österreichs erforschte. In früheren Arbeiten hatten Wodak und ihre wechselnden KollegInnen in erster Linie die Strategien der Ausgrenzung der ›Anderen‹ untersucht [2] und in diesem Zusammenhang auch mehrfach Partei in öffentlichen Auseinandersetzungen ergriffen, u.a. in einem spektakulären Gutachten über explizite und implizite Ablehnung des Holocaust in der österreichischen Boulevardpresse [3]. In der vorliegenden, 567 Seiten langen Studie wenden sie sich nun der Komplementärperspektive zu: der diskursiven Selbstdefinition und Identitätsgebung dominanter Gruppen. In den drei Kapiteln des ersten Teils (nach Vorwort und Einleitung) werden der theoretische und methodologische Hintergrund im Hinblick auf den zugrundegelegten Nations- bzw. Identitäts- und Diskursbegriff sowie der Forschungsstand zu Aspekten der österreichischen Identität dargestellt. Die eigentliche Diskursanalyse folgt in weiteren fünf Kapiteln: Zunächst werden in den Kapiteln 4 bis 6 Gedenkreden zum fünfzigjährigen Bestehen der Zweiten Republik 1995, Werbeplakate im Umkreis des EU-Referendums und Zeitungsberichte und -kommentare über Sicherheits- und Neutralitätspolitik herangezogen; dann werden in den Kapiteln 7 und 8 Gruppendiskussionen und Einzelinterviews mit österreichischen Bürgern und Ausländern verschiedener sozialer und sonstiger Herkunft ausgewertet. Auf das zusammenfassende neunte Kapitel folgen ein Anhang mit ausgewählten Politikerreden, Zeitungsartikeln und Werbematerialien (u.a. der oben zitierten Zeitungsannonce, abgedruckt auf p. 537), Angaben zu den Gruppendiskussionen bzw. Einzelinterviews (Verschriftungskonventionen, Informationen über die Teilnehmer, Fragenkataloge) und abschließend das Literaturverzeichnis.

Angesichts der Tatsache, dass nicht weniger als sechs der neun Kapitel ausschließlich von Österreich handeln, ist der abstrakt gehaltene Titel des Buches wohl vor allem als Indiz für die große Bedeutung zu werten, die die Autoren selber ihrem theoretisch-methodologischen Ansatz zu messen. Dieser situiert sich im gängigen kulturwissenschaftlichen Trend, ›Nation‹ – mit Benedict Anderson, Stuart Hall u.a. – als imaginierte kollektive Gedächtnis- und Identitätsstiftung zu begreifen. Um die dabei verwendeten sprachlich-diskursiven Strategien zu eruieren, bedienen sich die Autoren der Kritischen Diskursanalyse, die den französischen Diskursbegriff (im Sinne eines sprachlich konstituierten Wissenssystems, das im historischen Prozess gesamtgesellschaftlich hergestellt, unterhalten und verändert wird) mit dem emanzipatorischen Engagement der ›Kritischen Theorie‹ kombiniert. Erkenntnisziel sei es, »die ideologisch durchwirkten und oft opaken Formen der Machtausübung, der politischen Kontrolle und Manipulation sowie der diskriminierenden [...] Unterdrückungs- und Exklusionsstrategien im Sprachgebrauch sichtbar zu machen« (p. 43). Damit sollen »dogmatische, essentialisierende und naturalisierende Konzeptionen von Nation und nationaler Identität« aufgedeckt werden, die der ›differenzempfindlichen Inklusion‹ (Habermas) unterschiedlicher Gemeinschaften und Lebensformen in der Gesellschaft im Wege stünden (p. 44).



Der analytische Zugriff (die ›Sichtbarmachung‹) geschieht anhand dreier Analysedimensionen, nämlich Inhalten, Strategien (i.e.S.) und Realisierungsmitteln und -formen (p. 71ff.). Bei den Strategien unterscheiden die Autoren auf der Makroebene zwischen konstruktiven, bewahrend-rechtfertigenden, transformatorischen (d.h. der gezielten Veränderung von Identitätskonstruktionen dienenden) und demontierend/destruktiven Strategien; in deren Dienst stehen assimilatorische, dissimilatorische u.a. Mikrostrategien, die sprachlich in Form von Metonymien, Synekdochen und Personifikationen realisiert werden. Eine besonders charakteristische unter den vielen Realisierungsformen dieser drei ›Tropen‹ ist das Pronomen *wir*, das besonders häufig in metonymischer Verwendung erscheint (das sog. historische *Wir*). Ein gutes Beispiel dafür ist die assimilatorische Verwendung der Form *uns* in der oben zitierten Zeitungsannonce; hinzu tritt im selben Text als dissimilatorisch-singularisierende Komplementärstrategie die (teilweise etwas forcierte) Aufzählung österreichischer Kulinarterminologie, z.T. in direkter Konfrontation mit den entsprechenden bundesdeutschen Begriffen.

Damit sind zugleich die spezifisch österreichischen ›Inhalte‹ der Identitätskonstruktion (p. 72f.) angesprochen. Im Falle der Zeitungsannonce spielen zwei Aspekte eine Rolle, die von Wodak et al. unter ›sprachliche Konstruktion der gemeinsamen Kultur‹ eingeordnet werden, nämlich die Unterstellung (Präsupposition) einer spezifisch österreichischen kulinarischen Kultur sowie die Abgrenzungsproblematik gegenüber Deutschland, die im Zusammenhang mit der Furcht vor einem ›Identitätsverlust‹ im Zuge des EU-Beitritts offenbar besonders virulent wurde. Die übrigen »inhaltliche(n) Blöcke«, in denen Strategien der diskursiven Konstruktion einer österreichischen Identität wirksam werden, sind der *Homo austriacus* (Mentalität, Gewohnheiten usw., ganz allgemein die Frage, was eine Person zum Österreicher/zur Österreicherin macht), das Geschichtsbild (Gründungsmythen, Wahrnehmung von Blüte- und Krisenzeiten usw.), Errungenschaften (Wohlfahrt, Sozialstaat, außenpolitische Neutralität usw.) und ihre möglichen Gefährdungen in Gegenwart und Zukunft sowie der ›nationale Körper‹ (Wahrnehmung des österreichischen Territoriums und seiner Bewohner, Ästhetisierung der Landesgestalt usw.). Diese inhaltlichen Blöcke werden dann im dritten Kapitel aus Sicht der historischen und sozialwissenschaftlichen Fachliteratur näher beleuchtet, wobei u.a. die Diskussion über die österreichische Nationsbildung, die Frage eines ›österreichischen Deutsch‹, die Debatte über die Verwicklung Österreichs in die Naziverbrechen (›Opferthese‹ – ›Lebenslüge‹) und die Diskussion über Sinn oder Unsinn der außenpolitischen Neutralität nach der ›Wende‹ bzw. unter dem Aspekt der Mitgliedschaft in der EU resümiert werden. Die thematische Gliederung ist auch in den nachfolgenden analytischen Kapiteln bestimmend, wo die jeweils relevanten ›Inhalte‹ auf ihre sprachlich-diskursive Realisierung in den verschiedenen Textkorpora hin untersucht werden.

Das Ergebnis ist ein mal mehr, mal weniger überraschendes Kaleidoskop der »vielen Gesichter des *Homo austriacus*« (Zusammenfassung im neunten Kapitel, p. 481ff.). Zu den bevorzugten Projektionsflächen der österreichischen Identität gehören demnach die Landschaft (die von allen Versuchspersonen nahezu ohne Unterschied in Gestalt postkartenhafter Klischees beschrieben wird), eine Reihe politischer, sozialer und ökonomischer Errungenschaften, sportliche Erfolge, Aspekte der Hoch- und Alltagskultur (Musik, Küche, ›Gemütlichkeit‹) sowie Symbole wie die Bundeshymne und die Nationalfahne. Auffallend stark identitätsprägend wirkt weiterhin – neben der außenpolitischen Neutralität – die ›Opferthese‹. Welchem Legitimationsdruck jede Thematisierung der NS-Zeit immer noch unterliegt, ist deutlich an der auffallend zögerlichen Form ablesbar, in der Äußerungen über sie realisiert werden: Präzisierende Bezugnahme auf Opfergruppen (z.B. ›Juden‹) wird vermieden, Stellungnahmen werden durch Verzögerungspartikeln, ›hedging‹ usw. abgeschwächt und relativiert. Im Übrigen ist das kollektive Gedächtnis der Österreicher kurz: Es umfasst im Allgemeinen nur die Zweite Republik und reicht kaum weiter zurück als 1945 bzw. 1938; die Zwischenkriegszeit wird selten angesprochen, die Habsburgermonarchie erscheint entweder als Negativfolie für gegenwärtige Errungenschaften (in den Politikerreden) oder aber als positiv konnotiertes ›Völkergemisch‹ (bei einigen Teilnehmern der Gruppendiskussionen, die Multikulturalität begrüßen). Die historisch bedingte Mehrsprachigkeit des heutigen Österreich wird dagegen kaum wahrgenommen: Sowohl in den Gebieten mit autochthonen Minderheiten (Burgenland, Kärnten) als auch außerhalb davon ist der *Homo austriacus* selbstverständlich deutschsprachig. Dabei ist die Haltung der befragten Österreicher zur deutschen Sprache ausgesprochen ambivalent, ja sie trägt geradezu »schizoide Züge« (p. 493): Einerseits gibt es im halböffentlichen und quasi-privaten Diskurs kaum ein Bewusstsein einer

eigenen nationalen Varietät des Deutschen (eher wird ein Gegensatz zwischen Süddeutsch-Österreichisch und Norddeutsch angenommen), andererseits aber wird jedes Eindringen bundesdeutschen Sprachgebrauchs mit hoher Empfindlichkeit beobachtet und erscheint die Abgrenzung gegenüber Deutschland überhaupt als ein starkes emotionales Bedürfnis.

Auf das Bedürfnis nach nationaler Selbstvergewisserung und Selbsterhöhung, wie es in den halböffentlichen und quasi-privaten Textkorpora erkennbar ist, wird in den stärker öffentlichkeitsbezogenen Äußerungen wie Reden, Berichterstattung und politischer Werbung mit (partei-spezifisch gefärbten) Identifikationsangeboten reagiert. Bisweilen wird in solchen Äußerungen ein transformatorisches *engineering* der nationalen Identität betrieben; so wird z.B. in ÖVP-freundlichen Reden und Meinungsäußerungen die ›Opferthese‹ gerechtfertigt und der Neutralitätsmythos historisiert. Eher profillos bleibt in diesem Zusammenhang leider die Analyse der (spezifischen?) Rede- und Argumentationsweisen der Freiheitlichen. Zwar stammen von den in Kapitel 4 analysierten 23 Politikerreden immerhin zwei von Jörg Haider, dessen Rhetorik in besonderem Maße von Demontagestrategien bestimmt ist (p. 254f.); die Haider-Reden werden aber – nach inhaltlichen Gesichtspunkten gegliedert – zusammen mit den Reden aller anderen Politiker behandelt. Dies dürfte damit zu tun haben, dass Wodak et al. die Strategien des Identitätsdiskurses als eine Art Reservoir erscheinen lassen möchten, aus dem sich alle politischen Richtungen gleichermaßen und mit nur graduell unterscheidlichen Präferenzen bedienen. Explizit erläutert wird dies aber ebenso wenig wie die Tatsache, dass an den Gruppendiskussionen keinerlei FPÖ-Sympathisanten beteiligt waren. (Angaben über die politischen Sympathien der Einzelinterviewpartner wurden – leider – nicht erhoben.) Das ist schade, denn das scheinbare Desinteresse der Autoren an der FPÖ raubt ihrer Studie nicht nur viel an Aktualität, sondern droht auch ihr emanzipatorisches Engagement unglaublich zu machen.

Zu den großen Stärken der Studie von Wodak et al. zählen demgegenüber die Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Untersuchung im Einzelnen, die wohlüberlegte multidisziplinäre Methodenvielfalt, mit der diese erreicht wird, und die Darstellung der Analyse, die immer wieder mit charakteristischen Textstücken abwechselt. Die Idee, die diskursive Konstruktion nationaler Identität aufgrund des Parameters ›Öffentlichkeitsgrades des Settings‹ (d.h. der Untersuchungssituation) zu untersuchen und sich dabei des Vorgehens der qualitativen Sozialforschung (Fokusgruppen- bzw. Einzelinterviews) zu bedienen, gehört zweifellos zu den zündenden Ideen der neueren Nationalismusforschung. Dennoch erreicht die vorliegende Studie bei weitem nicht die Schlüssigkeit und Lesbarkeit früherer, ähnlich angelegter Arbeiten aus dem Wodak-Kreis. Obwohl alle sechs AutorInnen (zumindest implizit) die kollektive Verantwortung für alle Kapitel des Buches übernehmen, bleibt es vor allem der Anstrengung der Leser überlassen, die Kohärenz des Gesamtwerks herzustellen. Überdeutlich zerfällt das Buch in die Gruppe der hochabstrakten ersten drei Kapitel einerseits, die (auf immerhin fast 150 Seiten) so gut wie keine Korpusbelege enthalten, und die eigentlichen Analysekapitel andererseits, die kaum aufeinander und auf die ersten drei Kapitel Bezug nehmen. Zwar beteuern Wodak et al., sie hätten die Analysekategorien induktiv aufgrund exemplarischer Vorab-Analysen entwickelt (p. 77), lassen aber die Leser an diesem Prozess nicht teilhaben, und so ergibt sich faktisch ein rein deduktives Vorgehen, das vor allem von den Österreich-spezifischen Inhaltsdimensionen zusammengehalten wird. Von diskursiven Strategien und ihren sprachlichen Realisierungsformen ist dagegen, je weiter das Buch voranschreitet, nur noch ad hoc und unsystematisch die Rede, und die naheliegende Frage, ob und inwiefern die empirischen Ergebnisse der Arbeit neues Licht auf den in Kapitel 3 ausgetretenen fachwissenschaftlichen Forschungsstand werfen (man denke nur an die Diskussion in der österreichischen Germanistik über die Frage, ob das Deutsche eine ›plurizentrische‹ Sprache mit mehreren nationalen Standards ist!) wird nirgends auch nur erwähnt.

Der Hauptgrund für die relative Verselbständigung der Analyse- gegenüber den Theoriekapiteln (die Wodak et al. indirekt übrigens selbst eingestehen, p. 481) und für den lockeren Zusammenhang der Einzelkapitel untereinander dürfte letztlich in der Verschwommenheit der theoretisch-methodologischen Gesamtkonzeption zu suchen sein, deren Präsentation in den ersten beiden Kapiteln weitgehend additiv und ohne echte Diskussion verläuft und zudem ständig vom abstrakten Jargon der Ideologiekritik überlagert wird. Gewiss: Im Vergleich mit eher begriffsgeschichtlich oder rhetorisch orientierten Methoden liegen die Vorteile der bei Wodak et al. angewandten Version der Diskursanalyse, die auch konversationsanalytische und syntaktische



Phänomene einbezieht, auf der Hand. Die Chance, dies zu einer wirklich präzisen Standortbestimmung zu nutzen, übergehen Wodak et al. im vorliegenden Werk aber völlig [4]. Ihr Verständnis von Diskurs als »Form sozialer Praxis« (p. 42) bleibt zudem ausgerechnet in jenem Bereich unscharf, in dem Wodak et al. für sich selbst eine besondere Progressivität in Anspruch nehmen: dem dialektischen Verhältnis »zwischen den spezifischen diskursiven Handlungen und den Situationen, Institutionen und sozialen Strukturen, die diese rahmen« (ibid.). Die These, Diskurs sei »sowohl sozial konstitutiv als auch sozial bestimmt« (ibid.), wird ohne jeden Bezug zu überprüf- baren gegenwärtigen oder historischen Phänomenen in den Raum gestellt und ignoriert noch dazu die engagierte Debatte über die Diskursanalyse, die seit Jahren in der Sprach- und Ge- schichtswissenschaft geführt wird [5].

Als Gesamteindruck des umfangreichen Buches von Wodak et al. bleibt: Trotz Schwächen in Kon- zeption und Darstellung haben die Autoren eine lesenswerte, nicht zuletzt in der Zugriffsbreite eindrucksvolle Fallstudie der österreichischen ›Identität‹ mit zahlreichen neuen (wenn auch nicht immer gleichermaßen brisanten) Ergebnissen vorgelegt. Inwieweit damit – ihrem eigenen Anspruch gemäß – auch eine ›Intervention in die soziale und politische Praxis‹ verbunden ist oder noch sein wird, sei dahingestellt. In jedem Falle haben Wodak et al. schon jetzt zu einer weiteren Aufwertung der kulturwissenschaftlichen Nationalismusforschung beigetragen, von der die Geistes- und die Sozialwissenschaften gleichermaßen profitieren dürften.

Referenzen

Wodak, Ruth/ de Cillia, Rudolf/ Reisigl, Martin/ Liebhart, Karin/ Hofstätter, Klaus/ Kagl, Maria: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998, 567 Seiten.

Anmerkungen

[1] Grünert, Horst: Politische Geschichte und Sprachgeschichte. Überlegungen zum Zusammen- hang von Politik und Sprachgebrauch in Geschichte und Gegenwart. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 14 (1983), pp. 43-58 (hier p. 45ff.)

[2] Cf. z.B. Wodak, Ruth et al.: »Wir sind alle unschuldige Täter«. Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990; Wodak, Ruth et al.: Die Sprachen der Vergangenheiten. Gedenken in österreichischen und deutschen Medien. Frankfurt/M.: Suhr- kamp 1994.

[3] Cf. Gruber, H./ Wodak, R.: Ein Fall für den Staatsanwalt? Beiheft 11 zur Wiener linguistischen Gazette. Wien: Institut für Sprachwissenschaft 1992.

[4] Cf. jedoch Fairclough, Norman/ Wodak, Ruth: »Critical Discourse Analysis«. In: van Dijk, Teun (Hg.): Discourse as Social Interaction. Discourse Studies: A Multidisciplinary Introduction. Vol. 2. London et al.: Sage 1997, pp. 258-28.

[5] Gut zusammengefasst bei Daniel, Ute: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt: Suhrkamp 2001, pp.345-360.